

Zeitschrift: Romanica Raetica : perscrutaziun da l'intschess rumantsch
Band: 8 (1993)

Artikel: Rätoromanisch : Aufsätze zur Sprach-, Kulturgeschichte und zur Kulturpolitik
Kapitel: Epilog : Bündnerromanisches Kaleidoskop (In eigener Sache)
Autor: Decurtins, Alexi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EPILOG

Bündnerromanisches Kaleidoskop

(In eigener Sache)

(in: «Wege in der Sprachwissenschaft». Festschr. für Mario Wandruszka zum 80. Geburtstag. (Hsg.) Hans-Martin Gauger und Wolfgang Pöckl. Gunter Narr Verlag Tübingen 1991, 63-69)

20. Bündnerromanisches Kaleidoskop

(In eigener Sache)

Kleinsprache und Identitätsfindung

Ich wurde am 20. November 1923 in Trun in der Surselva (Bündner Oberland) geboren. Mein origineller Landsmann, Placi à Spescha, hätte lächelnd hinzugefügt: *grat ent il principal liug de la Literatura surselvana* (gerade am Hauptort der surselvischen Literatur). Er meinte dabei nicht die schöne Literatur, sondern vielmehr die surselvische Sprache. Wie man bei Chronisten nachlesen kann, soll die wenig ausgeprägte Dorfmundart von Trun das Surselvische der Cadi wesentlich geformt haben. Auf alten Stichen heisst es vom Dorf an den Ufern des Ferrerabaches, es sei «historique au sujet de la confédération du canton des Grisons». Das bezieht sich auf die St. Anna-Kapelle mit dem Ahorn (Ischi) als Wiege des Grauen Bundes, auf den Klosterhof (*Cuort Ligia Grischa*), auf behäbige Bürgerhäuser und auf den Kranz mittelalterlicher Burgen, welche die Cadi gegen Osten abriegeln. Es ist, wie der Landschaftsname ausweist, eine Kultlandschaft mit zahlreichen Kirchen, Kapellen und Bildstöcken. Der Wallfahrtsort *Nossadunna dalla Glisch* (Maria Licht) auf Acladira ob Trun hat jahrhundertlang barocke Geistigkeit in die Landschaft und darüber hinaus ausgestrahlt.

Auf diesem Hintergrund zeichnen sich profilierte Schatten ab: Die Gestalt des schon genannten Placi à Spescha (Geograph, Alpinist, Naturalist, Aufklärer und leidenschaftlicher Verfechter der Landessprache); von Caspar Decurtins, dem Politiker, Soziologen, Sammler und Herausgeber der Rätoromanischen Chrestomathie; die Silhouette des Volksarztes Giachen Michel Nay, Pionier der surselvischen Prosa.

Weshalb ich solche Dinge aufzähle? Vermutlich aus einer fixen Idee heraus, auch der Vertreter einer Kleinsprache könne sich der Einwirkung solcher historischer und landschaftlicher Umweltbedingungen nicht entziehen. Er bedarf ihrer erst recht, um sich zurechtzufinden. Der den Trunsern zugeschriebene Neckname «Nus da Trun» kennzeichnet nicht schlecht ein hier verbreitetes «Wir-Gefühl».

Meine Mutter, aus der Reihe der ersten Bündner Lehrerinnen, stammte aber von Salouf im Surses (Oberhalbstein). So war es nur natürlich, dass meine ersten Laute surmeirische Prägung hatten. Für

surselvische Ohren eine seltsame Abfolge von weichen und harten Klängen.

I chint tgi te, schi mamma reiva! soll ich einem Besucher warnend zugerufen haben, der mit schmutzigen Schuhen zu uns in die Stube getreten war. Auf Surselvisch hätte es etwa gelautet: *Paupra Tei sche la mumma vegn!* (Wehe dir, wenn Mutter kommt!) Die Vielfalt der romanischen Sprache wird aus solchen Gegenüberstellungen deutlich. Seit Kindesalter habe ich das Surmeirische beibehalten, ja es in vielen Aufenthalten im Oberhalbstein gefestigt und vertieft. In langen Gesprächen mit Pater Alexander Lozza wurde mir bewusst, dass die «*Tschalauers*» (Die Leute vom anderen Wasser, die Oberländer) im Oberhalbstein nicht unbedingt beliebt waren. Und dies obwohl die einen wie die anderen zum gleichen Gott beteten und die gleiche konservative Politik verfochten. All das behinderte aber Lozza nicht, jeden Sonntag eine formschöne surselvische Predigt zu halten. Später baute mir das Surmeirische eine goldene Brücke zum Engadinischen in der Form des Vallader. Eine komparatistische Neugier wurde so früh zu meiner ständigen Begleiterin (*quescher/tascheir* 'schweigen'; *buca/betg, na...betg* 'nicht'; *entscheiver/scumanzar* 'beginnen'; *ualti/mecta* 'ziemlich'; *jeu mon/ia vign* 'ich gehe'). Doch damals dachte ich nicht an die Romanistik und schon gar nicht an Dialektologie.

Ich war sechs Jahre alt, als meine Eltern nach Danis/Tavanasa übersiedelten, ein Dörfchen wenige Kilometer rheinabwärts. Es fiel mir bald auf, dass die dort herrschende Umgangssprache, eine etwas verwässerte Brigelser Mundart, mit ihren Diphthongen (*muia* 'meine'; *tgoi* 'was'; *boin* 'gut') und mit ihren Palatalen (*gi* 'Tag', *gi(r)* 'sagen'; *curtgin* 'Obstgarten') wesentlich anders klang als mein Trunser Romanisch. Anders war auch die Dorfgemeinschaft, einheitlicher, intimer und herzlicher. Es waren Bauern, Handwerker und Händler mit einer intakten Tradition und mit einem lebendigen Brauchtum. Der Glanz des Scheibenschlagens (*better schibettas*) am ersten Fastensamstag abends, der strahlende Neujahrstag (*Daniev, Di da Biemaun*) mit Heischezügen und -formeln (*cattar biemaun*) und mit den alten Volksliedern, ein unverhüllt heidnischer Santiklaus (*son-tgaclau*) mit schweren Eisenketten und Gepolter. Als kirchliche Oberinstanz ein feuriger, sittenstrenger italienischer Kapuziner, wohl einer der letzten seiner Gilde in Rheinischbünden.

Humanistische Grundlage

Nach weiteren zwei Jahren Volksschule wiederum in Trun und einem Intensivkurs in Deutsch im Unterland (*Svizra Bassa*), trat ich ins Gymnasium in Disentis ein. Als Externer wohlverstanden, was nicht die «vollgültige» klösterliche und benediktinische Segnung bedeutete. Vielmehr ein eher flatterhaftes Hin und Her zwischen den muffigen, nach überreifen Äpfeln riechenden Klostergängen und der profanen Welt der Rhätischen Bahn, des Sports und anderer Lustbarkeiten. Aber auch uns brachte Disentis jene Bildung und jenen Schliff bei, der den weiteren Weg bestimmte: Die Freude an den Sprachen, an Geschichte und Kunstgeschichte und den Sinn für die Kultur und für das Brauchtum Graubündens und der Alpen. Lehrer wie Notker Curti (Volkskunde und Kulturgeschichte) und Iso Müller (Geschichte und Latein), aber auch die Stunden in Französisch, Romanisch und Griechisch haben Spuren hinterlassen. Notker Curti wurde nie müde, die Vielfalt Graubündens zu beschwören und bei jeder Gelegenheit sich nach den spezifischen romanischen Ausdrücken für Werkzeuge, Vorrichtungen, Bauten und Pflanzen zu erkundigen. Er wertete so die Kleinsprache auf, die damals im Kloster noch einen bescheidenen Platz einnahm. Ist es nach alledem erstaunlich, dass ich beim *Dicziunari Rumantsch Grischun* landete, dem Werk, das eben diese Welt einzufangen trachtet und dass spätere Beiträge eine Vorliebe für die Sprach- und Kulturgeschichte verraten? In Sachen Latein hatten wir schon vor dem Gymnasium einen rechten, noch ungeordneten Sack mitbekommen. Vom «Introibo ad altare Dei» beim Ministrieren in der Frühmesse (*messa marveglia*) über die Vesper (*viaspras*) bis zum Rosenkranz und zu den klagenden Metten (*mudinas*) kam allerhand Kirchenlatein zusammen. In der Deutschstunde las der Walser Hildefons Peng erstaunlich oft meine Aufsätze vor, woraus ich schloss, mein Romanisch stelle auch für die Aneignung nicht verwandter Sprachen kein Hindernis dar. Vielleicht liess sich der Walser gerade von der leichten «lateinischen» Art einfangen und übersah Unausgereiftes. Ein nicht zu unterschätzendes Instrument verschaffte uns Disentis mit der humanistischen Rhetorik. Sie sollte mir später gerade im Zusammenhang mit der romanischen Sprach- und Kulturbewegung oft nützlich sein.

Romanistik in Zürich

Ausschlaggebend für das Studium der Romanistik war meine Französischnote in Disentis. Zu dieser Sprache hatte ich einen natürlichen Zugang. Mein Vater hatte kurze Zeit das Collège St. Michel in Freiburg besucht. Zur Zeit der «Belle Epoque» war er in Frankreich als Kellner gewesen. Seine Erinnerungen an Bordeaux, Saumur und Cognac, aber auch die Sprache, blieben bis in die alten Tage hinauf wach und lebendig. Zum Italienischen waren die Beziehungen geringer. Immerhin war auch meine Mutter als Privatlehrerin in einer Offiziersfamilie in Lucca gewesen und wusste viel von ihrem Stand und den Bediensteten zu erzählen. Längere Aufenthalte schon während des Gymnasiums in Neuchâtel, dann in Perugia (1947) und Paris (1948) haben mir dann diese Sprachen erst recht nahegebracht.

Dass ich das Studium der Romanistik in Zürich aufnahm, hatte mit dem Ruf von Jakob Jud zu tun. Für einen Studienbeginn war aber 1944 nicht eben ein günstiges Jahr. Als gemeiner Soldat sah ich den damaligen Dekan, Arnald Steiger, öfter als hohen Offizier der Gebirgsbrigade denn als Dozent und Leiter des Proseminars und der Einführung ins Spanische. Bei Jud, so hiess es, hätten rätoromanische Studenten so oder so einen bevorzugten Platz eingenommen. Das ist nicht zu bestreiten. Neben seinem wissenschaftlichen Interesse für die Alpensprache, wollte Jud bewusst junge Kräfte der romanischen Kulturbewegung zuführen. Ihm verdanke ich es, dass schon früh Verbindungen zu Andrea Schorta, Ramun Vieli und Stefan Loringett zustande kamen.

Ramun Vieli war mir auch auf einer anderen Ebene nahe, auf jener der für die katholische Surselva massgeblichen kulturellen Gesellschaft «Romania». Inspiriert und gegründet von Caspar Decurtins und Pieder Tuor hatte diese von Anbeginn, was die Minderheitsproblematik anbetraf, europäische Sichtweite entwickelt (Verbindungen zu den Provenzalen, Katalanen, Rumänen usw.). Sie wurde zu einer Kaderschmiede für Kulturträger wie Politiker. Die Struktur der Romania mit jungen Studenten an der Spitze war dafür ein guter Nährboden.

Mit der strengen wissenschaftlichen Führung Juds wurde ich besonders im Endstadium der Dissertation konfrontiert, aber auch mit seiner Güte und Persönlichkeit. Abgesehen von dieser einzigartigen Lehrergestalt, ist mir manches von Zürich haften geblieben. So die einfühlsame Art und Weise der Annäherung Theophil Spoerris an die französische und italienische Literatur, vor allem die Beschäfti-

gung mit den damals modernsten Vertretern französischer Dichtkunst. In den letzten Semestern sein über die Romanistik hinausgehender soziopolitischer Einsatz. Die kritische, nach ästhetischen Werten suchende Interpretation von rätoromanischen Texten von Reto Bezzola, die Leidenschaft von J.U. Hubschmied für die geheimnisvollen vorrömischen Ortsnamen und der mitfühlende, ordnende Blick von Richard Weiss auf das kulturelle und soziale Geschehen im Alpenraum.

Forschungsstränge

Das Dicziunari Rumantsch Grischun

Jud hat mich, wohl im Einvernehmen mit Andrea Schorta, auf die Erforschung der bündnerromanischen Konjugation gewiesen. Die Absicht war klar. Nach den redaktionellen Erfahrungen im ersten Band empfand man das Bedürfnis, gewisse Arbeitsinstrumente zu schaffen. Lange nach Stürzinger galt es, ein entsprechendes Werkzeug für das Gebiet der Verbmorphologie zu schmieden. Die Morphosyntax war noch kein Thema. So zielte die Arbeit auf ein repräsentatives Inventar an Formen in historischer und synchroner Sicht und ebenso auf eine konsequent durchgeführte Deutung der laut- und formgestaltenden Elemente. Letztere wurde, soweit möglich, in einen gesamtromanischen Rahmen gestellt. Als die Arbeit 1958 erschien, stand die romanische Sprachforschung schon merklich unter dem Einfluss der Genfer Schule und der ihr folgenden, neuen methodologischen und konzeptionellen Ansätze. Der eingetretene Wandel wurde mir bei der Redaktion des *Dicziunari*, von 1956-88, zunächst in langer Zusammenarbeit mit dem erfahrenen und soliden Andrea Schorta, später mit jüngeren, anders geschulten Kollegen bewusst. Die Lexikographie hat gerade in den letzten Dezenen methodisch grosse Fortschritte gemacht. Wie lassen sich neue Betrachtungsweisen und verfeinerte Methoden in ein langfristig konzipiertes Werk einbeziehen, ohne seinen vorgegebenen Weg zu verlassen? Die Bemühungen und deren Ergebnisse kann man in den nach und nach erschienenen Bänden ablesen. Es sind dies: Eine kohärentere und differenziertere Darstellung von syntaktischen und semantischen Gegebenheiten; der Ausbau der Belege für die früheste wie für die neueste Zeit; eine überzeugendere Lemmatisierung und Einschätzung etymologischer Zusammenhänge; die vorurteilslose Bewertung von Entlehnungen; die stärkere Gewichtung

von Neologismen. Für die Redaktoren war es motivierend zu erfahren, dass Diachronie und Dialektologie nach einer Spanne der «Nichtbeachtung» wieder zu Ehren kamen. Das *Dicziunari* und ähnlichgeartete Wörterbücher, die zudem auch kulturgeschichtliche und soziolinguistische Erscheinungen zu erfassen bestrebt sind (Gegenstandskultur, Arbeitsprozesse, Bauten, Brauchtum, Sprachpflege usw.), bleiben auch so singuläre Unternehmen.

Lehre und Forschung

Der Redaktor, der an einem solchen «Webstuhl auf Zeit» arbeitet, hat wenig Aussicht, daneben in einem speziellen Forschungsbereich Tritt fassen zu können. Das emsige Werken daran bringt es aber doch mit sich, dass er zu einem Fachmann wird und daher zu einem Ansprechpartner für viele, die ihn um Informationen, Gutachten und Vorträge aller Art angehen.

Seit 1957 wurde mir ein rätoromanisches Lektorat in Freiburg i.Ue. übertragen, das nach und nach erweitert wurde und das ich bis 1988 innehielt. Das zwang mich, Sprache und Literatur als Ganzes zu betrachten, nicht nur als eine geordnete Abfolge von Vokabeln. Persönlich, aber auch der Arbeit am *Dicziunari*, kam das zweifellos zugute. Es führte mich auch dazu, Themen zu bearbeiten und Gedanken zu formulieren, die sonst in dieser Form wohl unterblieben wären. Freiburg gab mir auch Gelegenheit, einen Nachwuchs zu fördern, auf dessen Hilfe und Mitwirkung die Rätoromanen dringend angewiesen sind.

Die Redigierung und Herausgabe der praktischen surselvischen Wörterbücher liess mich mit Fragen der angewandten Sprachforschung vertraut werden. Normierung und Lemmatisierung liessen überdies die Frage entstehen, inwieweit eine Annäherung unter den romanischen Idiomen möglich und sinnvoll sei. Gemachte Erfahrungen waren eher ernüchternd. An sich begrüßenswerte Ideen stossen früher oder später auf den verschiedenst begründeten Widerstand. Man ist gut beraten, den Bogen nicht zu überspannen und die Erwartungen nicht zu hoch zu schrauben. Im besonderen ging es aber auch um das Problem der Neuschöpfungen und um deren Verbreitung.

Epilog

Aus der Rückschau stellt man fest, dass das Rätoromanische als Forschungsobjekt in den letzten Jahrzehnten eine immer grössere Beachtung gefunden hat. Mitunter eine fast übertrieben grosse. Die Gründe dafür sind sehr verschieden. Die alpine Welt Graubündens wird auf junge Studenten und Forscher, die sie durchwandern und sich mit ihr beschäftigen, stets anziehend wirken. In den siebziger Jahren wurde die kritische Lage der rätoromanischen Sprache erneut drastisch artikuliert. Die romanische Bewegung hat aus den Diskussionen Nutzen gezogen und dank dem Einsatz und der Initiative junger Leute an Qualität und Durchschlagskraft gewonnen. Können die getroffenen und noch zu treffenden Massnahmen mit Bezug auf das Bündnerromanische für andere Minderheiten ein Vorbild darstellen? Wie kann die Rezeption einer künstlich geschaffenen, einheitlichen Schriftsprache gefördert werden? Sodann wurde in Ausweitung des Themas «languages in contact» die rätoromanische Syntax entdeckt, ferner Probleme wie Sprachwandel und Sprachwechsel. Und weiter: Wenn man die Akten der periodisch ablaufenden Begegnungen und Gegenbewegungen zu «alpenromanischen» Problemen durchgeht, will einem scheinen, die «questione ladina» geistere immer noch munter in den Köpfen herum und dies zu einem Zeitpunkt, da sich Europa öffnet und grenzübergreifende Forschung, namentlich im Alpenraum, unabdinglich ist.

Wie auch immer: Das Bündnerromanische und die es umgebenden oder es durchdringenden Sprachen bleiben allemal ein faszinierendes Arbeitsfeld. Wetten, dass ich mich bei einem zweiten Leben in die gleichen, unauslotbaren Gefilde vorwagen würde?

